

# Aus Ringen werden Ketten.

Roman von Robert Kohrausch.

(10. Fortsetzung.)

Auf der Straße begrüßte ihn eine freundliche Frühlingssonne mit gütiger Verheißung, doch waren keine Sinne für die Außenwelt verschlossen. Er wartete ungeduldig an der nächsten Tramwayhaltestelle, fuhr ein Stück weit hinaus, bis die Linien den Wall kreuzte, sprang ab und eilte nun unter den hohen Alleen des Waldes dahin, die der Sonnenlicht mit einem noch silbernen, zarten Licht erfüllte. Nach zehn Minuten blieb er stehen; dort vor ihm zur Linken war der Bauhof, von dem Herr Müller gesprochen hatte.

Die Tür des Schuppens war angelehnt, er konnte ungehindert eintreten. Es dauerte fünf Minuten, bis er wieder herauskam. Jetzt erschien auch sein Gesicht, von dem Sonnenlicht des Frühlingstages erhellt. Angestrengt, aber mit leuchtenden Augen sah Brenner auf einen Gegenstand in seiner Hand. Es war jedoch kein Ring — wenn er den etwa zu finden erwartet hatte —, was er in der Hand hielt, sondern ein kleiner Fingerring von weißem Stoff, der an einer Stelle durch einen Faden von rötlich-weißem Faden gefestigt war.

Brenner hülfte nach längerer prüfender Betrachtung den Fingerring sorgfältig in weißes Papier, dann ging er in Geschwindigkeit nach der nächsten Tramwayhaltestelle, wo er in einen der wartenden Wagen sprang. Das Ziel, das er dem Richter nannte, war ein großes Freireisgeschäft an der Herzogstraße.

Dem Kriminalbeamten war eine Heberatschung zuteil geworden. Jetzt brachte der freundliche Frühlingstag eine solche auch in Frau von Düringer unbehelligtes Heim.

Es war ihr Geburtstag, und ihr war das Herz noch zarter als in der Zeit vorher. Niemals war ihr Mann gerade an diesem Tage fern von ihr gewesen, seit sie verheiratet waren, und er hatte stets mit liebevollen Aufmerksamkeiten das Fest verschönt. Heute kam von ihm nur ein Brief, in der Untersuchungshaft unter Kontrolle geschrieben, und er war so wehmütig und weich, freudig auch zugleich so unendlich liebevoll, daß er ihr die Tränen gewaltsam in die Augen trieb. Eli, die sie schon in den letzten Tagen mit immer wiederholten Fragen gequält hatte, ob denn der Vater nicht einmal zu Mutter's Geburtstag nach Hause komme, fügte zur Heberatschung einer heimlich mit Rosen und Bergkristallen besetzten Serviettenhülle neue, ästhetische Fragen, und auch die Tröstungsversuche der getreuen Köchin Anna, die mit üblichen Glückwünschen und einem üblichen Spitzentrost herintam, schufen keine Geburtstagsheiterkeit.

Ein besonderer Grund verstimmt Hedwig noch mehr. Eine ganz leise Hoffnung war in ihr gewesen, daß dieser Tag ein Lebenszeichen von Rittner bringen würde und ihr seinen Aufenthalt bereiten würde. Vor vier Jahren, als er Deutschland in einem ungewöhnlich milden Winter einmal sehr spät verlassen hatte, und in den beiden folgenden Jahren war jedesmal eine Glückwunschnote von ihm aus der Ferne hergeschlagen gekommen. Das letzte Jahr freilich war sie ausgeblieben; Rittner hatte den Geburtstag offenbar vergessen. Aber so ganz im stillen hatte Hedwig diesmal doch wieder auf einen Glückwunsch von ihm gehofft, und sie fühlte sich schmerzlich enttäuscht, als die Morgenpost kam, ohne die Karte zu bringen.

Daß in unserer Welt nichts geistiger ist als das Unrecht, sollte Hedwig bald erfahren. Sie hatte das Kind in die Küche hinausgeschickt, weil sie sein Fragen heute nicht ertragen konnte, und sah unartig am Fenster ihres Bouloirs, in schmerzliche Grübeleien verfallen, die zu keinem Ziele führten. Ein Glotzton schreite sie auf. Sie wußte, das diesmal nicht viele Glückwünsche kommen würden, weil das Fernbleiben früherer Bekannten sich in der letzten Zeit noch deutlicher gezeigt hatte. Nun wollte sie aber auch gar niemand sehen und hatte der Köchin Auftrag erteilt, jeden etwaigen Besuch unter einem Vorwand abzuweisen. Aber sie horchte doch hinaus. Und nun kam die grauhaarige Anna bereits mit geheimnisvollem Gesicht ins Zimmer, um zu berichten: „Gnädige Frau müssen schon entschuldigen, ich weiß ganz genau, daß gnädige Frau weg sein soll, ich soll keinen Besuch hereinlassen. Aber da draußen ist eine junge Dame, die sieht gar nicht aus, als wenn sie nur zum Glückwunsch gekommen wäre. Und sie macht ein so sonderbares Gesicht, und vielleicht ist sie hergekommen, um — und ich meine, wir sollten sie doch empfangen, gnädige Frau!“

Hedwig fühlte, was Anna unaußgesprochen ließ. Daß dieser Besuch vielleicht auf ihren Mann und sein Schicksal Bezug hatte. Sie stand rasch auf und sagte: „Lassen Sie die

junge Dame hereinkommen. Hat Sie gesagt, wie sie heißt?“

„Nein, sie will es nur der gnädigen Frau sagen. Sie macht mir einen sehr angenehmen Eindruck — und wenn ich vielleicht in der Nähe bleiben soll.“

„Gehen Sie nur. Sie wird mir nichts zuleide tun.“

Anna ging, und nach wenigen Augenblicken erschien die Besucherin im Zimmer. Es war ein junges Mädchen, ein wenig extravagant in den Formen, aber dunkel und in solide Stoffe gekleidet. Sie war wohl kaum zwanzig Jahre alt, doch in dem blauen Gesicht, dessen rechte Hälfte, vielleicht nur infolge der Aufregung, durch nervöses Zucken verhäßtelt wurde, zeigten sich die großen grauen Augen von bläulichen Schattungen umgeben. Sie atmete schnell und laut und ging mit unsicheren, raschen Schritten auf sie zu.

Bevor sie jedoch zu ihr herangekommen war, blieb sie stehen, wandte sich nach der Tür zurück und fragte halb laut in heiserer Note: „Sind wir allein, gnädige Frau?“

„Ganz allein.“ Ein kaltes Erstaunen war in Hedwigs Worten, doch achtete die andere darauf nicht. Sie kam nun wirklich ganz nahe zu ihr heran, ergriff ihre widerstrebenden Hände, brach plötzlich in Tränen aus und rief schluchzend: „Retten Sie mich, gnädige Frau! Ich sehe Sie an: Retten Sie mich!“

„Sagen Sie mir zuerst, was dies alles bedeutet und wer Sie sind.“

„Ja, ja, verzeihen Sie, wenn ich mich vergessen habe. Die letzte Qual — die entsetzliche Qual dieser letzten Tage — oh, ich habe furchtbares durchgemacht! Aber ich will mich fassen — mit Gewalt mich fassen — will geordnet reden. Wer ich bin, haben Sie gefragt. Sie kennen wahrscheinlich meinen Vater, dem Namen nach wenigstens, den Pastor Weismeyer von der Nikolaitirche.“

„Sie sind seine Tochter? Ihr Vater ist mir bekannt. Ich habe seine Predigten immer gern gehört.“

„Ja!“ — das Ja klang wie ein tiefer Seufzer — „ich bin seine Tochter. Mein eigener Name ist Olga. Nun wissen Sie, gnädige Frau, wenn Sie vor sich haben, und ich darf es Ihnen jetzt wohl sagen: ich bin ein unglückliches, elendes, verzweifeltes Geschöpf, das bei Ihnen Trost und Hilfe sucht!“

Hedwig warf auf das exaltierte, tränenüberströmte Gesicht vor ihr einen Blick, in dem Ablehnung und Mitleid um die Herrschaft kämpften. Dann sagte sie: „Beruhigen Sie sich, fassen Sie sich erst ein wenig. Setzen Sie sich her und sagen Sie mir, worin ich Ihnen dienen kann.“

Olga Weismeyer sank auf den Boden, den Hedwigs Hand ihr wies, aber der freundliche Ausdruck schien sie nur noch mehr aufzuregen, und sie brach abermals in trampfhaftes Weinen aus. Ein paar Augenblicke vergingen, bis es ihr wieder möglich war zu sprechen. „Sie wundern sich gewiß, gnädige Frau — sind erstaunt über mein Betragen. Aber Sie wissen ja nicht — kennen mich nicht — kennen meinen Vater nicht — oh, es ist entsetzlich! Vielleicht werden Sie mich besser verstehen, wenn Sie gesehen haben — wenn ich Ihnen zeige, was ich in der Tasche hier trage. Sehen Sie — sehen Sie!“

Mit bebenden, zuckenden Händen öffnete sie die goldbraune Lederetasche, die sie trug, suchte darin, fand endlich nach vielen Bemühungen ein in Papier gewickeltes kleines Kästchen, zerbrach das Papier davon ab, daß es in Fetzen ging, und öffnete das mit blaßblumigem Stoff besetzte, zierliche Verhältnis. Auf rosagefarbter Samtrolle lag in ihm ein aufblühender goldener Ring.

„Da, da ist er — und nun hören Sie mich: der Ring, den ich hier habe, stammt von ihr, von der Ermordeten, von der Schauspielerin Kunevita!“

„Von ihr — dieser Kunevita?“ Hedwig war aufgesprungen, um besser zu sehen. „Ist er es, der in dieser Mordsache?“

„Ja, ja! Das ist es ja, weshalb ich zu Ihnen komme, gnädige Frau. Wie ich gelesen habe, daß Ihr Herr Gemahl verhaftet worden ist, und weil ich aus den Zeitungen sah, daß die Polizei nach diesem Kinde sucht.“

„Wie kommen Sie zu ihm?“

„Sie sollen es wissen, Ihnen will ich es sagen. Eine Beichte will ich Ihnen ablegen — Sie sind eine Frau und werden mich verstehen. Es ist ja doch kein Verbrechen, einen Menschen zu bewundern und zu lieben!“

„Gewiß nicht. — Sagen Sie mir alles.“

„Ich habe Sie bewundert und geliebt — sie, diese herrliche, unglückliche Künstlerin! Aber von meinem Vater muß ich erst noch sprechen. Er verdammt und haßt alles, was zum Theater gehört. Er hat mir stets verboten, jemals hinzuzugehen, und er glaubt heute noch, daß ich den süßen Zauber der Bühne nie gefühlt habe. Vielleicht hat sein strenges Verbot mich gerade begierig gemacht auf das, was mir verwehrt bleiben sollte. Vielleicht war es auch nur der heiße, glühende Sehnsuchtsdurst in mir, der mich trieb. Ich bin gegangen, heimlich, unter allerlei Vorwänden — einmal, zweimal — oft und öfter. Eine Freundin half mir, daß es nicht entdeckt wurde. Und als ich einmal die

Kunevita gesehen hatte, da gehörte meine Seele ganz nur ihr. Sie war mir die Verkörperung alles Herrlichen und Großen, die Muse, die Kunst in vollendeter Gestalt. Ich hätte geliebt, wenn ich mein Leben für sie, für diese Göttin hätte hingeben dürfen!“

„Aber wie kommen Sie zu dem Ring?“

„Ihre eigene Hand hat ihn mir gegeben, ihre schöne, geliebte, jetzt starrte, verwinkelte Hand. Ich habe sie besüßt — o mein Gott, verraten Sie mich nicht! Mit unwiderstehlicher Gewalt hat es mich getrieben, die göttliche Künstlerin auch im Leben kennen zu lernen. Wer so spielen konnte wie sie, der mußte ja doch auch ein großer und edler Mensch sein. Monatlang aber hielt mich doch die Furcht vor meinem Vater zurück — eine Schauspielerin ist für ihn stets eine Verworfene. Dann aber, als ich sie im „Haus“ gesehen hatte, als ich und Verzweiflung von ihren Lippen, über meine Seele dahingestutet waren, da hielt es mich nicht mehr. Ich war bei ihr am Nachmittag ihres Todestages!“

Ein wildes Weinen brach wieder aus ihrer Brust, verstumte jedoch, als Hedwig fragte: „Um welche Zeit waren Sie dort? Ich bitte Sie, sagen Sie mir alles genau.“

„Es war bald nach drei Uhr; ich stahl mich fort, als meine Eltern ihren gewohnten Spaziergang machten. In einem Blumengeschäft kaufte ich einen Strauß von gelben Rosen, den ich ihr bringen wollte. Meinen Hut gewaltsam zusammenfassend, betrat ich ihr Haus und stieg die Treppe hinauf. Ich errietete den Raum vor Herzlopfen; es war mir, als wenn ich das Heiligthum einer Göttin betreten sollte. Sie war allein, sie öffnete mir selbst auf mein Läuten. Ich stammelte ein paar Worte der Bewunderung, Verehrung, bot ihr die Rosen. Ach, sie war gültig wie ein Engel gegen mich. Sie führte mich in ihr Boudoir, plauderte mit mir, gab mich mir selber wieder, daß ich ihr sagen konnte, was ich für sie suchte. Sie lächelte mich an — oh, dies Lächeln wird vor mir schweben in meiner letzten Stunde. Bevor ich ging —“

„Waren Sie lange dort?“

„Vielleicht eine halbe Stunde, mir für ewig unvergänglich, auch wenn die gräßliche Tragödie des Abends mir nicht jedes Wort von ihr noch lebendiger gemacht hätte. Sie hielt, während sie sprach, meine Rosen in ihrer Hand und gab ihnen damit in meinen Augen den Wert eines Heiligthums. Darum hat ich zum Abschied um eine der von ihr berührten, geweihten Blumen zum Andenken an die herrlichen Minuten in ihrer Nähe. Sie lächelte und überlegte einen Augenblick; dann sagte sie: „Rosen verblühen und fallen ab. Sie sollen ein dauerhafteres Andenken von mir haben.“ Damit ging sie hinaus, kam aber schnell zurück und gab mir diesen Ring. Ich weigerte mich, ein so kostbares Geschenk anzunehmen, sie aber drängte mich dazu mit den Worten: „Sie dürfen ihn ruhig nehmen. Er ist nicht übermäßig kostbar, und ich trenne mich gern von ihm. Ich erziele ihn vor Jahren in Nürnberg von jemand gekauft, von dem ich — damit drach sie ab, fügte dann aber hinzu: „Sturz und gut, ich treue mich, wenn er in Ihren Händen ist.“ Ich sträubte mich nicht länger, ich war überglücklich, solch ein Andenken von ihr zu erhalten. Ach, das Glück hat nur kurze Zeit gedauert — am nächsten Tage schon püerte mich die Nachricht von ihrem Tode in Bergweltung. Aber das war noch Schmerz ohne Angst. Mit ihr begann es, als die Nachricht über das Verschwinden des Kindes in die Zeitungen kam, dann gar die von der Verhaftung Ihres Herrn Gemahls, die möglicherweise damit in Verbindung stand. Ich habe keine ruhige Minute mehr gehabt seitdem, und nun bitte ich Sie, nehmen und verwahren Sie diesen unglückseligen Ring!“

„Kaffen Sie mich ihn erst genau betrachten; er soll ja eine Inschrift haben.“

„Ja, ja, sehen Sie her! Die Buchstaben J. D. stehen darin und hier das Datum: „1. Januar 1893.“

„Es ist richtig; so stand es auch in der Zeitung. Aber wenn ich den Ring wirklich nehmen soll, dann bin ich verpflichtet, ihn der Polizei zu übergeben.“

„Ich habe gefürchtet, Sie würden das tun, aber trotzdem bin ich gekommen. Das eine nur bitte ich Sie: nennen Sie meinen Namen nicht. Mein Vater würde mir niemals vergeben, daß ich in dem Hause der Schauspielerin war.“

„Ich will tun, was ich kann, um Sie zu schonen. Aber verprechen kann ich nichts. Und Sie sagten ja, Sie wären gern für die Kunevita gestorben. Dies ist auch ein Dienst, den Sie ihr und ihrem Andenken erweisen. Und er ist leichter als sterben.“

„Für sie, ja, für sie will ich's tun. Handeln Sie, wie Sie müssen, ich will ertragen, was daraus kommt. Ich werde stark sein im Gedanken an die Tote. Und nun leben Sie wohl, gnädige Frau, meine Zeit ist um, ich werde von meinen Eltern sonst vermisst.“

Hedwig geleitete sie freundlich zur Tür, dann eilte sie zurück ins Zimmer, um den Ring noch einmal zu betrachten. „Du bist ein gutes Geburtstagsgeschenk“, sagte sie leise. Zum erstenmal ging wieder ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht. Eilig kleidete sie sich zum Ausgehen an, verabschiedete den Ring mit seinem Kästchen sorgfältig in ihrer Handtasche und verließ mit schnellen Schritten die Wohnung, um den Ring auf das Polizeibureau zu tragen.

Aber dieses Tages Heberatschungen waren immer noch nicht erschöpft. Auf der Treppe kam der Postbote Hedwig freundlich grüßend entgegen. „Haben Sie etwas für mich?“

„Nur eine Karte, gnädige Frau.“

„Nur eine Karte! Wie leichthin der Mann die Worte sprach. Nur eine Karte war es freilich, aber sie bedeutete Glück, Freiheit, Wiederherstellung eines zerstörten Familienlebens! Denn sie war von Rittners Hand, kam fernher aus der Dose von Bistra, brachte Glückwünsche für Hedwig und erfüllte ein ausgeprägter Stempel nannte das Hotel, wo Rittner abgestiegen war, er selbst aber meldete, daß er nach ziellosen Verfahrten dort wirklich einen Ort gefunden habe, wo ein sonnenbedürftiger Mensch das Leben ertragen könne, daß er daher noch ein paar Wochen dort zu bleiben gedente. Nun war die Verbindung mit ihm wieder hergestellt, er war zu erreichen, konnte Zeugnis ablegen für seinen Freund, Bruno mußte frei werden aus entsetzender Haft!“

Welch ein Geburtstagsgeschenk, wie ein Glück! Hedwig dachte kaum noch an den Ring, an seine schwärmerische Heberatschungen. Sie eilte die Stufen so beflügelt hinunter, wie nur jemals in ihren Mädchenjahren, sie lief auf der Straße den ersten Wagen heran, der ihr entgegenkam, fuhr zum Telegraphenamnt und entwarf ein langes Telegramm an Herrn von Rittner, Hotel Monopol, Cafe Bistra in Algier.

Hedwig war auf dem Wege zum Polizeibureau gewesen. Jetzt überlegte sie, soweit ihr die bededende Fremde Fahigkeit ließ, ruhig zu überlegen. Wenn ihr Mann betretet wurde, tonate sie mit ihm besprechen, ob es nötig sei, den Ring wirklich der Polizei zu übergeben. Vielleicht konnte Frau Weismeyer geholfen werden. Vielleicht. Sie selbst war so glücklich, daß es ihr Bedürfnis war, auch andere glücklich zu sehen. Ein heller Jubel war in ihrer Seele, drangte sie vorwärts ihrem nächsten Ziel entgegen. So rasch als möglich nur jetzt Bruno von seiner Haftqual erlösen! Aber was dafür die Polizei die richtige Adresse? Schwelte nicht über der mächtigen Behörde noch der mächtigere Staatsanwalt?

Ein Ausspruch ihres Mannes fiel ihr ein: „Man muß immer gleich an die höchsten Instanzen gehen, wenn man etwas erreichen will.“ Sie hatte in der letzten, schweren Zeit häufig genug den Staatsanwalt Ludemann erwähnen hören, um sich des Namens genau zu erinnern. Auch seine Wohnung hatte sie durch ihren Mann erwähnen hören. Dorthin beorderte sie den Wagen, der vor dem Telegraphenamnt auf sie wartete.

Sie hatte das Glück, den Staatsanwalt in seiner Wohnung zu treffen. Mit ritterlicher Lebenswürdigkeit kam er ihr entgegen, und auf seinem vollen Mindergehalt glänzte ein so mildes Lächeln, daß er einem wohlwollenden, wohlwollenden Cherub nicht unähnlich schien.

Hedwigs Hände zitterten sehr beim Vorhaben der algerischen Postkarte, und ebenso zitterte ihre Stimme beim Erläutern ihres Besuches und ihres Anliegen. Der Staatsanwalt nahm die Karte, griff nach einer Brille und entstellte durch sie sein Cerebrusgesicht. Nachdem er die wenigen Zeilen sorgfältig durchgelesen hatte, gab er Hedwig die Karte zurück und sagte: „Das freut mich, freut mich sehr für Sie, gnädige Frau. Der Durchgänger ist also wirklich wieder aufgefunden worden. Sobald nun die nötigen Formalitäten erledigt worden sind, wird hoffentlich nichts mehr im Wege stehen, Ihren Herrn Gemahl seiner Familie zurückzugeben.“

„Formalitäten?“

„Ja — Sie dachten wohl, ich auf diese Postkarte hin gleich mitnehmen zu können? So rasch geht es leider nicht bei uns. Vorher muß noch Versehenes erledigt werden. Zunächst müssen wir die Antwort auf Ihr Telegramm abwarten und wissen, ob der Herr — von Rittner heißt er, nicht wahr? — in der Lage ist, die von Ihrem Herrn Gemahl gemachten Angaben über das Zusammenfinden der beiden am Abend des neunzehnten Februar zur bestimmten Zeit befristigen und beschwören zu können. Ich hoffe zuversichtlich, daß er dazu imstande sein wird. Ich habe nur mit schwerem Herzen den Haftbefehl gegen Herrn von Düringer ausgestellt, und habe nie so recht an seine Schuld geglaubt.“

„Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt, für Ihre Worte.“

„Bitte sehr, gnädige Frau. Die eigentlichen Formalitäten fangen jedoch erst an, wenn der Herr von Rittner sich bereit erklärt hat, sein Zeugnis abzugeben. Er müßte dann ent-

weder die Reise hierher machen, um an Ort und Stelle eidlich vernommen zu werden, oder es müßte konfirmatorische Vernehmung dort vor dem nächsten deutschen Konsulat, gleichfalls natürlich eidlich, erfolgen. Herr von Rittner müßte sich selbstverständlich vor der betreffenden Vernehmung legitimieren, wozu er als Auslandsreisender freilich wohl sicher imstande sein wird, weil er als solcher ohnedies einen Paß nötig hat. Alles das muß gemacht werden; allzu rasch wird sich die Sache, wie Sie sehen, also leider nicht abwickeln lassen.“

„Und so lange muß mein Mann?“

„In Haft bleiben. Ja, gnädige Frau. Daran läßt sich leider nichts ändern. Ich will ihn aber gleich Mitteilung von der Auffindung seines Freundes machen lassen. Die Nachricht wird ihn hoffentlich erfreuen.“

„Aber was kann ich tun, um seine Freilassung zu beschleunigen?“

„Ihren ersten Telegramm an Herrn von Rittner ein zweites folgen lassen, in dem Sie die zu erfüllenden Formalitäten, von denen ich sprach, hervorheben. Er wird sie selbst vermutlich kennen, aber gnädige Frau haben denn doch das Bewußtsein, alles getan zu haben, was in Ihren Kräften liegt. Und ich ein Bewußtsein ist immer angenehm.“

„Ich will es tun, ich will gleich noch einmal zum Telegraphenamnt fahren, der Wagen wartet unten. Ich danke Ihnen, Herr Staatsanwalt.“

Von Ludemann zur Tür geleitet, ging sie rasch hinaus. Auf der Treppe kam ihr ein Herr entgegen, an dem sie vorbeigegangen wäre, ohne ihn zu beachten, wenn er sie nicht gegrüßt hätte.

Hedwig erkannte mit einem Gefühl des Unbehagens den Polizeikommissar Brenner. Sie erwiderte zuerst keinen Gruß nur stumm, ein paar Stufen tiefer aber wandte sie sich zurück und sagte: „Herr Kommissar, ich habe heute eine Karte von Herrn von Rittner bekommen und trenne nun seinen Aufenthaltort. Ich habe die nötigen Schritte schon getan, daß mein Mann durch ihn von einem unwürdigen, auf ihn geworfenen Verdacht befreit wird.“ Stolz und Unwillen gegen den vermeintlichen Jersöhler ihres Glückes bebten in ihrer hellen, erhobenen Stimme.

Brenner aber nahm ihre Mitteilung mit ungelächelter und unverschämter Freude auf. „Das ist ja schon, gnädige Frau, da gratuliere ich von Herzen. Wahrhaftig, das freut mich.“

„Sie freuen sich darüber — Sie?“

„Warum nicht? Halten auch Sie den Polizeibeamten für einen Menschen, dem es Freude macht, Unheil zu stiften? Es wird unserm häufig schwer genug, seine Pflicht zu tun. Ihren Herrn Gemahl bald befreit zu sehen, würde mich aufrichtig freuen, und vielleicht wäre auch ohne die heutige Nachricht.“

Er brach ab und fügte mit einem eigentümlichen Lächeln hinzu: „Nun, es ist jedenfalls einfacher so. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau.“

Ein Lächeln und jenseitig nur ausgesprochenen Worte besapftigten Hedwig noch einen Augenblick. Hasten sie nicht gelungen, als wenn er hätte sagen wollen: „Vielleicht wäre auch ohne die heutige Nachricht ihr Herr Gemahl frei geworden.“ Es war möglich. Aber was halfen ihr Vermutungen? Sie wollte Gewißheit, und so rasch als möglich.

Sie fuhr den Weg zum Telegraphenamnt zurück, überlegte sich im stillen schon die deutliche und einfache Form der Depesche an Rittner und sondete diese zweite hinter der ersten her. In kurzen Zwischenräumen mußten beide zu ihm gelangen.

Den Wagen schickte sie jetzt fort und ging langsam durch die frische Frühlingsluft nach Hause. Die Dämmung war schon gekommen und hatte keine, blaue Dunfte mitgebracht, in denen die festen Formen verschwammen. Hedwig war es, als hätte sich auch über die leuchtende Welt ihrer Freude solch ein Schleier gebreitet, unter dem der Glanz erblaßte. Sie hatte so sicher gehofft, Elis immer wachsende ungeduldige Sehnsucht nach dem Vater heute mit den Worten beschwichtigen zu können: „Er kommt — morgen, übermorgen kommt er zu uns zurück.“ Und hinter der Sehnsucht des Kindes verbergte sich bei ihr die eigene, größere, heißere. Der Frühlingstau, der hoffnungsvoll aus der Erde hervorströmte, närrte, verführte sie, machte sie bedrängend groß und ließ die einsame Frau vor sich selbst eröten in dieser milden Dämmung.

So betrat sie die Wohnung, und von des Kindes Lippen kam die gewohnte Frage: „Hat Vater geschrieben? Kommt er noch immer nicht?“ Sie konnte sich nicht entschließen, auch heute die gewohnte Antwort zu geben. „Er wird kommen“, sagte sie, „bald wird er kommen.“ Und nun jubelte das Kind laut heraus über die Nachricht, begann einen Freudentanz und hülfte dann in die Küche, um die alte, getreue Anna teilhaben zu lassen an ihrem Glück.

Hedwig war es gewohnt geworden, wenig zu schlafen, und so war es auch in dieser Nacht. Aber neben

dem Kummer, der so manche Stunde neben ihrem Lager mit ihr gewacht hatte, fand nun die lächelnde Hoffnung. Sie verließ, malte treubewusste Bilder, mahnte leise zur Geduld.

In den Morgenschlaf hinein, der Hedwig endlich doch überfallen hatte, tönte der helle Ton der elektrischen Glocke. Sie fuhr empor, wogte kaum zu glauben, daß die Antwort auf ihr Telegramm schon eingetroffen sei, und hoffte doch darauf mit laut klopfendem Herzen. Und wirklich kam die grauhaarige Dienerin herein, hielt etwas Weißes in der Hand und murmelte: „Ne, aber daß die Leute auch so rüchlos sind und um so 'ne Zeit schon Depeschen in der Welt herumfliegen. Gnädige Frau hätten doch gewiß gern noch ein bißchen geschlafen.“

„Ach nein, für diese Depesche hätte sie gern den Schlaf mancher Nacht geopfert! Aus Bistra war ja das Telegramm, von Rittner unterzeichnet und brachte Befreiungsbedeutungen in den wenigen Worten: „Ist ja ein Skandal! Kann alles beschwören, komme sofort.“

Er kam, er brachte das Opfer, aus dem Sonnenlande zurückzutommen in Deutschlands trügerischen Frühling! Er wollte den Eid leisten, der zur ihren Mann Entlastung, Unschuld, Freiheit bedeutete! Nun wandelte sich die Hoffnung bald in Gewißheit und Glück!

„Eli war mit nackten Füßen aus dem Bett gesprungen, drängte sich an Hedwig. „Du weinst ja, Mutter — ist Vater krank?“

„Nein, Eli, nein, ich weine vor Freude. Nun kommt er wirklich.“

„Wann denn, wann? Kommt er heute?“

„Nein, heute noch nicht. Aber bald — in einer Woche vielleicht.“

„Eine Woche noch? Eine ganze lange, lange, lange Woche?“

„Vielleicht auch ein wenig schneller, vielleicht, ich weiß es nicht genau.“

„Das ist aber noch furchtbar lange, Mutter. Da müssen wir uns was Wunderbares ausdenken für den Tag, wenn er kommt.“

Mit ihren Händen für die „Wunderthaten“ vertügelte Eli der Mutter ein wenig die folgenden Tage des immer noch schweren Wartens. Einmal kam aus dem zweiten Telegramm von Rittner, das aus Paris war, von seiner dortigen Ankunft berichtete und meldete, daß er am nächsten Vormittag nach Deutschland abreisen wolle. Jetzt konnte Hedwig ausrechnen, wann er kommen würde. Sie vergrub sich ins Kursbuch, studierte jeden einzelnen Zug und fand heraus, daß Rittner spät in der Nacht erst eintreffen konnte. Bis zum nächsten Morgen mußte sie sich gedulden, aber dieser kommende Tag mußte die Freiheit bringen für ihren Mann.

Als der Morgen heraufstie, gab es ein wenig festliches Licht. Es kam nur langsam, wollte nicht wachen, zeigte dann, als es doch allmählich erpakt war, eine häßliche Welt. Ein aus diesen Regentropfen und Schneesplenden geworteter Schleier jant durch die Luft herab und legte sich in feuchten, rasch angeschwemmten Wellen auf den Boden. Aber zur Hedwig war das alles wie heller Sonnenschein. Denn der graue Morgen hatte ihr eine Postkarte gebracht, von Rittner eilig unmittelbar nach seiner Ankunft im Hotel geschrieben, die seinen Besuch auf 10 Uhr anmelde. So war er denn wirklich gekommen, der Befreier und Helfer!

Zimmerlin mußten noch zwei Stunden bis dahin vergehen, und sie schienen langsam gehen. Hedwig vermochte nicht still sitzen zu bleiben; sie wanderte rasch aus einem Zimmer in die anderen, die sie alle hatte öffnen und erwärmen lassen, und jedesmal, wenn sie das Anstehen des Pfeifers im Zimmer ihres Mannes hörte, lang es ihr wie ein Willkommensgruß für den zurückverlorenen Herrn des Hauses. Ein Gedanke nach deutliche sie noch bei diesem ungeduldrigen, hoffnungsvollen Umherwandern. Er war zurückgedrängt worden durch die Aussicht auf Rittners Kommen und ganz erfordern für ein paar Tage, dann aber wieder langsam erwacht. Es war die Erinnerung, an den Fund im Schließfach ihres Mannes und, mit ihr verbunden, die Frage, ob sie Rittner von diesem Fund etwas erzählen sollte. Sie erwog, zweifelte, bezogte und verneinte, doch war das Bedürfnis, endlich einmal die ganze Last von ihrem Herzen zu wälzen, an diesem Tage so stark, ihre Lebensenergie durch die neue Hoffnung so frisch geworden, daß eine Verhütung das Ergebnis ihres Heberatschens war. „Ich will es ihm sagen“, murmelte sie und nidie befristigen.

Eine Minute fehlte noch an 10 Uhr, als Rittner kam. Er legte nicht ab im Korridor, sondern trat ein, wie er war, in einen weißen Pelz gehüllt, vor dem eine kurze Pelzjacke herabhängte, wenn er ihn öffnete, mit einem biden, weißen Schal um den Hals.

Hedwig ging ihm entgegen, streckte beide Hände zu bewegter Begrüßung nach ihm aus. „Also wirklich sind Sie gekommen, Herr von Rittner, ich bin Ihnen so dankbar, so dankbar!“

(Fortsetzung folgt.)